

Pauschal über andere reden.

Die schweizerischen Medien und die «Deutschenfrage» in den Jahren 2007–2010.

Georg Kreis, Vorgeschichten zur Gegenwart. Ausgewählte Aufsätze Bd. 5. Basel 2011. S. 505-529.

Seit ein paar Jahren hat die Zuwanderung von Deutschen in die Schweiz stark zugenommen. Dies hat, von den Medien gefördert, eine spezifische Variante von Ausländerfeindlichkeit generiert, die entweder historische Bestände der Germanophobie reaktiviert oder in Unkenntnis dieser Vorläufer analoge Negativbilder neu erfindet. Die politische Debatte dreht sich um die Frage, ob die Ängste im Zuwanderungsland berechtigt seien und wie unzumutbar die konkreten deutschen Immigranten oder die Deutschen an sich seien. Das wissenschaftliche Interesse muss sich dagegen mit der Frage befassen, in welchem Mass die Vorbehalte und die Ablehnung von älteren Feindbildern geprägt und genährt sind. Oder umgekehrt, wie lange bestehende negative Stereotypen nachwirken, oder ob sie gar «unausrottbar» sind. Mit dieser Frage befasst sich auch die Antisemitismusforschung.

Welches Verhältnis hat «man» in der kleinen Schweiz zu den grossen Nachbarländern? Diese Frage hat eine gewisse Tradition. Darum gibt es dazu immer wieder auch Umfragen.¹ Und diese zeigen, dass es im gesamtschweizerischen Durchschnitt eine klare, im Laufe der Zeit nur leicht variierende Rangfolge in der Beliebtheit der Nachbarn gibt. Die Franzosen schwingen immer oben aus, im Mittelfeld liegen die Italiener und die Österreicher, und den letzten Rang nehmen – deutlich abgeschlagen – stets die Deutschen ein.² Umgekehrt formuliert stehen «die Deutschen» zu oberst auf der Skala der Unbeliebtheit. Diese Werte ändern sich nicht gross, wenn man Sympathien und Antipathien der verschiedenen Landesteile betrachtet.³ Während im französischen Landesteil der Schweiz wegen der kulturellen Gemeinsamkeit eine positive Verbundenheit mit Frankreich besteht, führt die anders geartete kulturelle Gemeinsamkeit mit den Deutschen in der deutschen Schweiz nicht zu einer ähnlichen, sondern zu einer ambivalenten, teils zwar auch positiven, teils aber auch stark negativen Verbundenheit.

¹ Daniel Frei/Henry Kerr, Wir und die Welt. Strukturen und Hintergründe aussenpolitischer Einstellungen. Bern 1974. – Daniel Frei/Werner Meier/Ulrich Saxer, Die Schweiz und ihre Nachbarn. Bericht über die im Rahmen der pädagogischen Rekrutenprüfungen 1981 durchgeführte Befragung. Aarau 1983. Jüngere Umfragen zeigen auch abweichende Rangordnungen, wobei den »Kleinen« mehr Sympathie gegeben wird als den »Grossen«. So erschien 2007 in einer Skala zu «Ansehen» Österreich an 1. Stelle, gefolgt von Schweden, Niederlande, Spanien und Liechtenstein. Frankreich nimmt den 6. und Deutschland den 7. Platz ein und Italien nach Grossbritannien den 9. Platz (Isopublic/Bericht der NZZ vom 23. Juli 2007).

² Georg Kreis, Von der Anlehnung zur Abgrenzung. Schweizerische Beziehungen zu Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. In: G.K., Vorgeschichten zur Gegenwart. Ausgewählte Aufsätze, Bd. 4, Basel 2008, S. 455–471. Zum schweizerisch-österreichischen Verhältnis vgl. Georg Kreis, Rücken an Rücken? Die österreichisch-schweizerischen Beziehungen, in: Nachbarn in Europa. Länderbeziehungen im Laufe der Zeit. Basel 2008. S. 103–114. Eine Vergleichsvariante wären die Vorbehalte von Österreichern gegenüber deutschen Arbeitsimmigranten, die zum Teil noch immer als «Piefkes» bezeichnet werden. Vgl. Michael Frank in Süddeutsche Zeitung vom 9. September 2010. – Georg Kreis, Stereotype. Das Bild von sich selbst und das Bild der anderen, in: G.K., Vorgeschichten zur Gegenwart. Ausgewählte Aufsätze. Bd. 2, Basel 2005, S. 501–520.

³ 63,7% der Bevölkerung leben in der deutschen, 20,4% in der französischen und 6,5% in der italienischen Schweiz, die Bevölkerung der rätoromanischen Enklaven macht 0,5% aus. – Die Ambivalenz der Nachbarbeziehungen ist in der italienischen Schweiz am deutlichsten: Kulturell lehnt sich dieser Teil stark an Italien an, politisch grenzt er sich (wie die Höchstwerte in der Ablehnung der Integration in EU/EWR zeigen) dagegen stark ab. Vgl. Georg Kreis, Das Tessin – ein besonderer Teil der Schweiz, in: Vorgeschichten zur Gegenwart. Ausgewählte Aufsätze. Bd. 4, Basel 2008, S. 487–497.

Neuerdings sind im Zusammenhang mit der starken Einwanderung aus Deutschland gewisse Einstellungen gegenüber Deutschland und den Deutschen noch negativer geworden. Deutsche Einwanderer werden zum Teil wegen ihrer blossen Anwesenheit, zum Teil aber auch wegen ihres konkreten – angeblichen oder tatsächlichen – Verhaltens problematisiert. Liegen solche Problematisierungen vor, stellt sich die Frage, inwiefern die über Negativbilder definierten Menschen dafür selbst verantwortlich sind, die negativen Bilder mithin sozusagen zu Recht bestehen. Das würde einen Vergleich zwischen der sogenannten Realität und der Repräsentation erfordern und zugleich indirekt einräumen, dass es möglicherweise gute Gründe für schlechte Fremd- bzw. Feindbilder gebe.

Ausgehend von der Überzeugung, dass bei Stereotypen in wesentlich höherem Mass (wenn nicht sogar ausschliesslich) ihre Produzenten und nicht die Abgebildeten und Gemeinten verantwortlich sind, sei hier nicht weiter nach dem Realverhalten von Deutschen, sondern nach auf Deutsche bezogenen Manifestationen auf schweizerischer Seite gefragt. Insofern handelt dieser Beitrag zwangsläufig weniger von Deutschland und seinem kleinen Nachbarn als von diesem kleinen Nachbarn und seinem Verhalten zum grossen Deutschland.

Die problematisierenden Manifestationen stammen weitgehend aus der Wirtschaftsmetropole Zürich und betreffen auch diese. Wegen der starken wirtschaftlichen Dynamik zieht der grösste Teil der deutschen Einwanderer in diesen Raum.⁴ Vor allem die deutlich höheren Löhne für qualifizierte Arbeit, aber auch andere Vorteile wie geringere Steuerlast wirken sich offenbar attraktiv aus.⁵ Hinzu kommt ein bei vielen Migrationen zu beobachtender Selbstverstärkungseffekt: Dahin, wo welche sind, kommen andere nach. Diese Beobachtung dürfte einer der Gründe für die Irritation bei der Bevölkerung der Aufnahmeregion sein. Entsprechend markant äusserten sich die in Zürich produzierten und publizierten auflagestärksten Zeitungen «Blick» und «Tages-Anzeiger». Sie sind die am stärksten verbreiteten Blätter des deutschschweizerischen Raumes.⁶ Die Auswertung beruht auf einer systematischen Erfassung der Artikel des «Tages-Anzeigers» und dem punktuellen Einbezug anderer Blätter.⁷ Berücksichtigt werden auch die Leserbrief; diese können und sollen nicht auf ihre Repräsentativität hin befragt werden; sie sind Textmaterial, das von den Redaktionen weitergegeben und der einheimischen wie der zugewanderten Leserschaft als Volksmeinung vorgesetzt wird. Generell besteht bei Leserbriefen die Tendenz, dass negative Stimmen überwiegen.⁸

Zum besseren Verständnis dieses Migrationsphänomens seien hier die konkreten Migrationszahlen referiert, aber einzig als Kontextinformation und nicht als Erklärung oder gar Rechtfertigung.

⁴ Basel hat neben den bereits hohen Grenzgängerzahlen ebenfalls innert zehn Jahren mehr als eine Verdoppelung der niedergelassenen Deutschen erfahren (1998: 5736 zu 2008: 13 258) und in Bern gab es 2008 eine Zunahme von Deutschen von 12 Prozent. Im grenznahen Thurgau sind über 80 Prozent der Ausländer Deutsche, ohne dass an den genannten Orten die «Deutschenfrage» zum Politikum wurde. Aus Basel, wo man traditionell mit Zürich rivalisiert, wird dafür die maliziöse Erklärung angeboten, dass die Zürcher eben das grosspurige Auftreten anderer nicht gewohnt seien (Daniel Gerny, Die Deutschen verunsichern vor allem in Zürich, in: NZZ vom 26. Februar 2010).

⁵ Im Frühjahr 2007 berichtete das Statistische Bundesamt, dass der «Exodus» anhalte und im zurückgelegten Jahr 155'000 Deutsche ihr Land verlassen hätten, 10 000 mehr als im Vorjahr. Es sei der grösste Wanderungsverlust in der Geschichte der Bundesrepublik. Beliebteste Zielländer seien erneut die Schweiz, USA und Österreich. Wegleitend seien nicht kurzfristige konjunkturelle Bewegungen, sondern längerfristige Trends in den strukturellen Wachstumsbedingungen (NZZ vom 31. Mai 2007).

⁶ Das dritte Spitzenblatt erscheint ebenfalls in Zürich und ist das Weltblatt NZZ (Neue Zürcher Zeitung), das im allgemeinen eine moderate Haltung einnimmt und auch in diesen Fragen kaum in Erscheinung getreten ist.

⁷ Mit Hilfe der Schweizerischen Mediendatenbank (www.smd.ch) und auf Grund eines seit Jahren selbst unterhaltenen Dossiers.

⁸ Andererseits besteht die Praxis, die speziell unfreundlichen Zuschriften zu zensurieren.

Die gesamtschweizerische Wanderungsbilanz deutscher Staatsbürger und %-Anteile der Bürger/innen mit deutscher Staatsbürgerschaft an der Wohnbevölkerung

	Wanderungsbilanz	Anteil DE an CH ständiger Wohnbevölkerung in %
2000	6584	1.51
2001	8175	1.60
2002	8506	1.70
2003	8661	1.81
2004	11206	1.95
2005	12610	2.11
2006	15419	2.29
2007	29688	2.65
2008	33049	3.02
2009	19394	3.21
2010		

In den Jahren 2007 und 2008 kann man tatsächlich je grössere Zahlen feststellen. Dies mag darauf zurückzuführen sein, dass im Personenfreizügigkeitsabkommen vom 1. Juni 2002 die Phase B der Zulassung in Kontingenten auf den 31. Mai 2007 zu Ende ging. Die Zahlen waren zunächst kontinuierlich, allerdings mit einem Einbruch 04/05, gewachsen und nahmen dann 2007 mit einer Verdoppelung sprunghaft zu; sie blieben im folgenden Jahr auf dieser Höhe und sanken dann wieder.

2000/01 **0,09** – 01/02: **0,10** – 02/03: **0,11** – 03/04: **0,14** – 04/05: **0,06** – 05/06: **0,18** – 06/07: **3,6** – 07/08: **0,37** – 08/09: **0,19** – 09/10: xxx

Bemerkenswert ist die hohe Fluktuation im Austausch zwischen Zu- und Abwanderung. Im Stichjahr 2007 ergibt sich die positive Bilanz von 29 688 aus 41 058 Zuwanderungen und 10 357 Abwanderungen. In absoluten Zahlen sind es 201 889 von 7 593 494 Personen der schweizerischen Wohnbevölkerung. Ende 2010 sind es 264 227 von 7 866 500 Personen⁹

Im Kanton Zürich sind die Anteile deutscher Staatsbürger, wegen der Konzentration auf diese Region erwartungsgemäss höher, und zwar um rund zwei Drittel. Die Gesamtbewegung entspricht aber im Grossen und Ganzen dem gesamtschweizerischen Phänomen.

⁹ Oder 15,4 % der Ausländer. Die Italiener bilden mit 289 125 oder 16,8 % noch immer die grösste Gruppe.

Wanderungsbilanzen deutscher Staatangehöriger (ohne Kurzeintaufenthalter) sowie prozentualer Anteil der ständigen deutschen Wohnbevölkerung an der ständigen Wohnbevölkerung des Kantons 2000–2009

	Wanderungsbilanz	Anteil DE an ZH ständiger Wohnbevölkerung in %
2000	2015	2.48
2001	2331	2.65
2002	2134	2.80
2003	1890	2.92
2004	3030	3.15
2005	3208	3.39
2006	3982	3.68
2007	9931	4.39
2008	10618	5.09
2009	5665	5.35
2010	4821	5,59

Quelle: Statistisches Jahrbuch des Kantons Zürich. Statistisches Amt des Kanton Zürich. 2005–2010.

Paul Bögli. Bundesamt für Migration BFM, Statistikdienst Ausländer.

Zunahme: 2000/01 **0,17** – 01/02: **0,15** – 02/03: **0,12** – 03/04: **0,23** – 04/05: **0,24** – 05/06: **0, 29** – 06/07: **0,71** – 07/08: **0,70** – 08/09: **0,26** – 09/10: **0, 24**

Absolute Zahlen 2007: 57'486 von 1 307 567 und 2010 76 580 von 1 371 007 Wohnbevölkerung im Kanton Zürich.

Von der deutschen Zuwanderung heisst es übereinstimmend, dass es sich um meist gut qualifizierte «Kräfte» handle, dass sie für die schweizerische Volkswirtschaft vorteilhaft sei, zumal die Schweiz ihre Ausbildung nicht habe berappen müssen und die meist jungen und mobilen Leute, falls sie ihre Stelle wieder verlören, nach Deutschland zurückkehren würden.¹⁰ Dass diese Zuwanderung einen volkswirtschaftlichen Gewinn bedeutete, wurde eigentlich von niemandem bestritten, es wurde aber darauf hingewiesen, dass diese für Teile der eigenen Bevölkerung nachteilig sein könnte.

In den Jahren 2007–2010 wurde aus Zahlen, Stereotypen und Einzelerfahrungen in der Öffentlichkeit medial eine generalisierende «Deutschenfrage» produziert und etabliert. Die Problematisierung von Deutschen und Deutschem erfolgte in Wellen mit vier Ausschlägen: mit einer ersten Welle im Februar/März 2007, einer zweiten Welle Dezember 2007/Januar 2008, einer dritten Welle im April 2009 und einer vierten Welle im Dezember 2009/Januar 2010. Es gibt so etwas wie ein gesellschaftliches Gedächtnis, weshalb man davon ausgehen kann, dass die Problematisierungswellen nie auf den Nullpunkt zurückführen und trotz des jeweiligen Abflauens eine leichte anreichernde Wirkung zurücklassen und der Sockel der

¹⁰ Nach 12 Monaten Beschäftigung mit Sozialabgaben sind auch ausländische Arbeitslose unterstützungsberechtigt.

Problematisierung so weiter erhöht wird.¹¹ Den Phasen verstärkter Problematisierung gingen alles in allem ausgesprochen ruhige Zeiten voraus. Kleinere Bedenken bestanden 1990 wegen der Wiedervereinigung. Diese dürften aber nicht grösser gewesen sein als in anderen Teilen Europas und manifestierten sich im Diktum, man liebe Deutschland so sehr, dass man gerne weiterhin zwei von ihnen hätte.¹²

Aus der Sichtung der Medienproduktion der verschiedenen Wellen kann man schliessen, dass das, was vereinfacht schweizerische «Deutschfeindlichkeit» genannt wird, eine aus mehreren Umständen hervorgegangene Problematisierung des Fremden war, die primär dem Fremden und nur sekundär dann auch dem Deutschen galt. Mit Problematisierung sei eine im Stil von «Herr-im-Haus»-Diskursen geführte öffentliche Debatte über die Deutschen und das Deutsche gemeint. An dieser Debatte liess man zwar – politisch korrekt – auch die Deutschen selber partizipieren. Dies machte die Sache aber nicht besser, denn auch dies nährte die allgemeine Problematisierung, auf die dann im Alltag individuell in allen Varianten, und das heisst auch mit Diffamierung und Diskriminierung reagiert wurde.

Die erste Welle: Januar/Februar/März 2007

Die erste Problematisierungswelle setzte zu Beginn des Jahres 2007 mit dem Inkrafttreten der Personenfreizügigkeit ein.¹³ Das schweizerische Boulevardblatt «Blick» leistete dazu die wesentliche Vorarbeit.¹⁴ Am 6. Januar 2007 machte es seine Leser darauf aufmerksam, dass immer mehr Deutsche in der Schweiz arbeiteten und dies «unsere Löhne» gefährde. Die Deutschen seien die in der Schweiz am stärksten wachsende «Volksgruppe». Mehr als 160 000 Einwanderer seien es inzwischen. Höhere Löhne und tiefere Steuern würden die Schweiz auch für Ärzte und Kaderleute attraktiv machen. Das Blatt zitierte zwar auch eine Studie vom Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco), wonach deutsche Zuwanderer kaum Schweizer von ihren Arbeitsplätzen verdrängt hätten. Es konnte jedoch berichten, dass viele «Blick»-Leserbriefschreiber trotzdem skeptisch seien. Als erste von mehreren Zuschriften machte es die Zeilen einer Maja Frey aus Buchs (AG) publik: «Ich denke, die deutschen Einwanderer beeinflussen unsere Kultur zurzeit weit mehr als jede andere Volksgruppe. Denn Deutsche haben oft Führungspositionen in der Wirtschaft, in Spitälern und Unis. Viele von diesen oft jungen und gut ausgebildeten sind nett und umgänglich, aber auch egoistisch und geizig. Als Europäer wollen sie nicht Schweizer werden, da es ein Nachteil wäre. Sie kaufen vorwiegend in ihrem Land oder via Internet ein und finden nur schon eine Velovignette oder das Postporto zu teuer. Von einem sozialen Engagement in der neuen Heimat habe ich noch

¹¹ Das «Gedächtnis» erlebte trotz der beschworenen Schnelllebigkeit dank der leichten elektronischen Zugriffsmöglichkeiten der Medienschaffenden auf bereits Publiziertes in gewisser Hinsicht sogar eine Stärkung.

¹² Das Diktum wird dem französischen Staatspräsidenten François Mitterrand zugeschrieben.

¹³ Die Personenfreizügigkeit für die «alten» 15, also auch für Deutschland, wurde in einer Volksabstimmung vom Mai 2000 gut geheissen und trat im Juni 2002 in Kraft. Im Juni 2007 wurde, weil nicht benötigt, der vorgesehene Kontingentschutz aufgehoben. Die Personenfreizügigkeit für die «neuen» Zehn wurde in der Volksabstimmung vom September 2005 und diejenige für Bulgarien und Rumänien sowie die Bestätigung des Entscheids vom Mai 2000 im Februar 2009 gutgeheissen. Zwischen den Abstimmungskämpfen und der Problematisierung der Deutschen ist kein direkter Zusammenhang ersichtlich.

¹⁴ Das Blatt «heute» referierte am 3. Januar 2007 unter dem Titel «Deutsche lieben die Schweiz» die steigenden Zahlen deutscher Einwanderer noch ohne Problematisierung der Konsequenzen für die Schweizer/innen. Ende Januar 2007 berichtete der «Brückenbauer» (Migros-Konsumentenzeitung) unter dem Titel «Von der Alster an die Aare» ebenfalls über die deutsche Einwanderung. Und die Zeitschrift «Facts» schrieb über Abwehrreaktionen von Schweizern unter dem Titel «Schweizer mobben Deutsche».

selten etwas gehört.» Am 9. Januar 2007 folgte ein ähnlicher Beitrag erneut mit dem gleichen Obertitel: «Immer mehr Deutsche arbeiten in der Schweiz», jetzt aber mit den Untertiteln: «Das gefährdet unsere Löhne» und «Sie nehmen unsere Jobs weg», gefolgt von weiteren Leserzuschriften.

Am 21. Januar meldete sich der «Sonntagsblick» mit einer Vorschau auf Fernseh- und Radiobeiträge zu dem mit dem Schlagwort «Völkerwanderung» angegebenen Thema. Der Titel eines neuen «Dok»-Films «Die Deutschen kommen» sei unzutreffend, denn: «Sie sind längst da.» Die Deutschen seien bereits heute die viertgrösste Ausländergruppe, nach Portugiesen, Serben und Italienern (inzwischen sind sie, 2010, die zweitgrösste Gruppe). Vom Dokumentarfilm wird gesagt, er betreffe einen seit zwei Jahren in der Schweiz lebenden Deutschen, der sich noch immer nicht integriert fühle. «Das Porträt zeigt, wie auch ohne Sprachprobleme Kulturen und Vorurteile aufeinanderprallen.» Am Schluss machte das Blatt die Frage «Gibt es zu viele Deutsche in der Schweiz?» zur «Frage der Woche». Am Tag der Ausstrahlung des angekündigten Films, am 25. Januar 2007, wurde ein weiterer Artikel mit dem Titel überschrieben: «Hilfe! Für die Deutschen gehören wir schon ihnen.» Darin wird ausgeführt: «Die Deutschen lieben uns. [...] Doch jetzt ist es höchste Zeit, dass wir uns fragen: Lieben uns die Deutschen sogar zu sehr? Wird es nicht langsam unangenehm, ja beängstigend? Viele Deutsche denken nämlich, wir Deutschschweizer seien auch Deutsche!» Dabei bemühte das Blatt eine Umfrage des Nachrichtenmagazins «Der Spiegel», wonach 47 Prozent der Meinung seien, dass Deutsche seien, wer Deutsch als Muttersprache habe. «Immer mehr Deutsche in der Schweiz – und jetzt sollen wir gar Deutsche sein! Ist das nicht starker Tobak, zu starker Tobak?» Und die zu erwartende Frage: »Finden Sie auch, wir Schweizer seien Deutsche? – Welche Erfahrungen machen Sie mit Deutschen – am Arbeitsplatz, am Wohnort, in der Freizeit, in der Schule? Gute? Schlechte? – Hat es schon zu viele Deutsche in der Schweiz oder sollen ruhig noch mehr kommen«. In der folgenden Ausgabe vom 28. Januar 2007 konnte das Blatt das Ergebnis zur lancierten »Frage der Woche«, ob es zu viele Deutsche in der Schweiz gebe, bekanntgeben. 66 % antworteten mit Ja, 34% mit Nein. Damit war das Thema gesetzt, auch für die traditionelle Dienstagsdebatte des «Club» im ersten Kanal des in Zürich domizilierten deutschschweizerischen Fernsehens (DRS) vom 6. Februar 2007.

Davon unabhängig griff auch der «Tages-Anzeiger» das Thema auf und publizierte am 7. Februar 2007 ein grosses Interview mit dem Germanisten Peter von Matt. Dieser erklärte: «Das angebliche Problem ist ein Medienprodukt. Einer übernimmt es vom andern, um es nicht dem Dritten zu überlassen, und schon ist es ein Hype.» Im weiteren machte er auf das bekannte Phänomen aufmerksam, dass ein kleineres Land, auch eine kleinere Stadt, eine bestimmte Animosität gegen den grösseren Nachbarn oder die grössere Stadt entwickle. So hätten die Zürcher kein Problem mit den Baslern und Bernern, diese aber mit den Zürichern.¹⁵

Am 11. Februar 2007 stieg die Boulevardzeitung «Sonntagsblick» gross ins Thema ein und verkündete: «Im Klartext: Die Schweiz wird deutsch.» Sie wiederholte das Umfrageergebnis der 66 Prozent mit der Meinung, es gebe zu viele Deutsche «bei uns» und machte ihre Leserschaft in Kombination mit weiteren Einwanderungszahlen darauf aufmerksam, dass jeden Monat 2000 Deutsche in die Schweiz «strömten». In der nächsten Ausgabe vom 18. Februar 2007 wiederholte der «Sonntagsblick» die Zahlen zur Einwanderung wie zur Umfrage und wies stolz darauf hin, dass seine Angaben von der FAZ übernommen worden sind.¹⁶ Und in der wiederum nächsten Ausgabe liess der «Sonntagsblick» das zuständige Bundesamt dazu beruhigend Stellung nehmen, um in der

¹⁵ Interview von Hannes Nussbaumer vom 7. Februar 2007.

¹⁶ Vgl. Anm. 17.

nochmals nächsten Ausgabe vom 4. März 2007 empörte Leserzuschriften publizieren zu können.¹⁷

Der «Blick»¹⁸ hatte bereits im Laufe des Februars unter dem Titel: «Wie viele Deutsche verträgt die Schweiz?» eine fünfteilige Serie publiziert. Am 22. Februar 2007 erschien im vierten Teil ein Interview, das den Basler Soziologieprofessor Ueli Mäder mit «Fragen» im folgenden Stil konfrontierte: «Eine repräsentative Umfrage von BLICK hat gezeigt, dass die Deutschen in der Schweiz nicht beliebt sind. Sie gelten zum Beispiel als arrogant.» Die Antwort des Befragten lautete im Wesentlichen: «Vorurteile sind voreilige Urteile. Und viel zu pauschal.» Den Schluss bildete eine weitere vom Befragten aber verneinte Suggestivfrage, ob es keinen Grund für Angst gebe. Dessen ungeachtet wurde für den folgenden Tag der 5. und letzte Teil der Serie angekündigt: «Morgen: Sind wir bald alles Deutsche?»

Inzwischen hatten auch andere Blätter nachgezogen. Die «Aargauer Zeitung» thematisierte am 12. Februar 2007 unter dem Titel »Deutsche Welle« ebenfalls die grosse Zahl (Zunahme von 21 Prozent), aber auch den ebenso grossen Nutzen für die Schweiz. Sie befragte den Zürcher Stadtpräsidenten, der eine Zunahme der Konkurrenz sah, in dieser Zuwanderung aber keine lohndrückende Wirkung und auch keine Integrationsprobleme erblickte. Von den Deutschen sagte er, was das Blatt als Provokation einstufte, sie seien jedenfalls nicht unbeliebter als die Aargauer des Nachbarkantons.¹⁹

Als ein weiteres Blatt ging die «Bilanz» am 16. Februar 2007 auf das neu gesetzte Thema ein, allerdings um die Tiraden von Christoph Mörgeli, einem rechtsnationalen SVP-Nationalrat, im «Club» vom 6. Februar 2007 entschieden zurückzuweisen: «Nach dem Antiamerikanismus der Linken haben wir nun also das Antideutschtum der Rechten. Dies zeugt von Kleingeist und historischer Ignoranz.» Doch selbst die parodierende Mörgeli-Rekapitulation bildete einen Beitrag zur Problematisierung, wenn man die folgenden ironisch gemeinten Sätze lesen konnte: «Von Norden her kommen sie wie die Heuschrecken. Fallen ein ins geliebte Schweizerland. Tausend Deutsche überqueren den Rhein. Monat für Monat. 170 000 sind es schon. Diese Völkerwanderung kennt kein Ende.»²⁰

Diese erste Welle blieb auch in Deutschland nicht unbemerkt. Was schweizerische Zeitungen von sich gaben, wurde von deutschen Blättern aufgenommen und weitergegeben.²¹ Schon damals war die Stimmung bereits derart angeheizt, dass sich die Schweizer

¹⁷ In grösserer Kadenz ging diese Art von Publizistik weiter. Am 27. Mai 2007 zum Beispiel wartete der «Sonntagsblick» mit der alarmierenden Mitteilung auf: «Die Schweiz wird ständig deutscher!»

¹⁸ 8. Februar 2007: Unter dem «Wir haben Unterstützung von den Deutschen nötig» heisst es: «Zahnärzte, Architekten, Krankenpfleger und wer auch immer aus Deutschland zu uns kommt: Mit ihnen und ihrer forschen Mentalität versuchen wir harmoniebedürftigen Schweizer auszukommen.» – In der gleichen Ausgabe vom 8. Feb. findet sich eine weiterer Beitrag unter dem Titel: «Ein belebter Grenzverkehr» mit den Feststellungen: «Unser Verhältnis zu den Deutschen ist Gegenstand engagiert geführter Debatten, seit es sich erwiesen hat, dass die Deutschen das grösste Kontingent an Zuwanderern in die Schweiz stellen. Leute, denen die Zuwanderer aus dem Balkan zu viele gewesen sind, müssen ihre Bedenken jetzt allenfalls Immigranten zuwenden, die unsere Eigenart dadurch bedrohen, dass man sie mit uns leichter verwechseln kann.» Der Artikel hält dem aber entgegen, dass immer mehr Schweizer insbesondere als Gesundheitstouristen nach Deutschland gingen: «Hier liegt also eine Überfremdung auf Gegenseitigkeit vor.»

¹⁹ Aargauer und Mittelland Zeitung vom 12. Februar mit explizitem Bezug zum Sonntagsblick vom 11. Februar 2007.

²⁰ René Lüchinger, Deutsche Wohltäter, in: Bilanz; vom 16. Februar 2007. SVP=Schweizerische Volkspartei.

²¹ Zum Beispiel: Die Schweiz lockt Deutsche an wie nie zuvor, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 13. Februar 2007.

Tourismusbranche wegen des allfälligen Wegbleibens deutscher Gäste ernsthaft Sorgen machte und Gegenmassnahmen einleitete.²²

Die zweite Welle: Dezember 2007/Januar 2008

Eine Konzentration in der Zürcher Berufung von deutschen Universitätsprofessoren (8 Deutsche auf 8 Stellen) und die Wahl eines Deutschen (Egon Franck) statt einer Schweizerin ins Prorektorat führte im Dezember 2007 zu einer stark beachteten Wortmeldung: Stefan Fischer, 23 und Politologiestudent und vor allem auch Präsident des eher linken Studentenrats der Universität Zürich, erklärte, dass es in Zürich etwas gar viel deutsche Professoren gebe, dass diese die Studierenden arrogant behandelten und die Studierenden mit ihnen nicht Schweizerdeutsch reden könnten. «Wir erreichen – zumindest in einzelnen Fächern und Instituten – die Grenze des Erträglichen.» Diese Aussage wurde dann zur Schlagzeile des entsprechenden Berichts des «Tages-Anzeigers». Fischer versicherte mehrfach, nicht fremdenfeindlich sein zu wollen. Der befragende Journalist sorgte aber für gewisse Verschärfungen. Dazu zwei Beispiele, die wiederum zeigen, dass die Zeitung an einer Zuspitzung interessiert war. Frage: «Unterschwellig sind die vielen Deutschen an der Uni also ein Thema.» Antwort: «Das kann man sagen.» Frage: »Wenn ich Sie richtig verstehe, sollte die Universität Zürich nicht weiter germanisiert werden?« Antwort: «Dieser Meinung bin ich. Sie soll gar nicht germanisiert werden, sondern eine Schweizer Uni bleiben.»²³

Andere machten dann daraus, dass Fischer die Germanisierung der Hochschulen im Alpenstaat kritisiert habe.²⁴ Fischers Wortmeldung war wohl, wie das Blatt schrieb, ein Zeichen «wachsenden Unmuts». Die von der Zeitung mitproduzierten Äusserungen verstiessten gegen die politische Korrektheit. Fischer relativierte seine Äusserungen später etwas, bedauerte die «populistische Rhetorik» und trat vorzeitig zurück, um der drohenden Abwahl zuvorzukommen.²⁵

Tatsächlich war damals beinahe jeder zweite Lehrstuhl mit einem Deutschen besetzt. Selbst das Zürcher Konkurrenzblatt, die dezente «Neue Zürcher Zeitung» (NZZ), musste thematisch nachziehen. Das Blatt widmete der Frage ein paar Wochen später ebenfalls einen Hauptartikel mit Bild und Grafik und einem Interview mit dem Rektor. Es hielt den Alarmismus für ungerechtfertigt, wertete die deutschen Professoren als bereichernd und vor allem auch als unentbehrlich und verwies zu Recht darauf, dass die Universität Zürich vor 175 Jahren (1833) ohne Deutsche nicht hätte gegründet werden können.²⁶ Doch auch diese gleichsam «entwarnende» Sicht war letztlich ein Beitrag zur allgemeinen Problematisierung. Nachdem im Januar 2008 das Nötige zur Frage gesagt worden war, blieb es an dieser Front für beinahe zwei Jahre wieder ruhig.²⁷

²² 20 Minuten vom 23. Februar 2007: «Beschämend», findet der Luzerner Tourismusdirektor Marcel Perren die Darstellung unserer nördlichen Nachbarn als hochnäsige Jobräuber, «das ist an den Haaren herbeigezogen».

²³ Daniel Schneebeli in TA vom 19. Dezember 2007.

²⁴ Jan-Martin Wiarda, Hochdeutsch im Hörsaal, an Schweizer Universitäten wachse die Angst... in: Die Zeit vom 19. März 2008.

²⁵ Stefan Häne in Tages-Anzeiger vom 27. März 2008: Fischer habe sich mit seinen Äusserungen «ins Abseits manövriert».

²⁶ fur., Die deutschen Professoren am Pranger, in: NZZ vom 14. Januar 2008.

²⁷ Schon zwei Jahre zuvor, im Oktober 2005, gab es eine Wortmeldung ähnlicher Art. Philipp Gut, ausgebildeter Historiker, damals im «Tages-Anzeiger» tätig, mittlerweile zum Vizechef der rechtsnationalen «Weltwoche» aufgestiegen, klagte über die Vernachlässigung der Schweizergeschichte und der Schweizer Literatur an der Universität Zürich und erklärte dies mit der Anwesenheit vieler

Die dritte Welle: März/April 2009

Im Frühjahr 2009 entstand aus einer aggressiven und mit den bevorstehenden Bundestagswahlen in Zusammenhang gebrachten Bemerkung des deutschen Finanzministers eine von den anderen Wellen abweichende Grundsatzdebatte über das deutsch-schweizerische Verhältnis. Peer Steinbrück kommentierte am 14. März 2009 von London aus die Frage, ob die Schweiz wegen undeckelter Fluchtgelder ihrer Banken auf der schwarzen Liste der OECD stehe, mit einem wenig glücklichen Vergleich: «Dass eine solche Liste erarbeitet werden könnte, [...] ist umgangssprachlich formuliert, die siebte Kavallerie im Fort Yuma, die man auch ausreiten lassen kann. Aber die muss nicht unbedingt ausreiten. Die Indianer müssen nur wissen, dass es sie gibt.»²⁸ Die Bemerkung löste im schweizerischen «Indianerreservat» helle Empörung aus.²⁹ Der schweizerische Verteidigungsminister (SVP) erklärte, für seine Dienstfahrten nicht mehr Mercedes fahren zu wollen und auf Renault zu wechseln. Und die Aussenministerin (SP) betonte, die Aussagen seien «inakzeptabel», ja «verächtlich und aggressiv».

Wie zu erwarten war, fuhren auf Schweizer Seite vereinzelte Politiker auch mit gröberem (verbalen) Geschütz auf und stellten Bezüge zur NS-Vergangenheit her. Ein Nationalrat Thomas Müller (CVP) polterte, Steinbrück habe das Bild des «hässlichen Deutschen» neu definiert – das dürfe man in aller Offenheit sagen. Und weiter: «Er erinnert mich an jene Generation von Deutschen, die vor sechzig Jahren mit Ledermantel, Stiefel und Armbinde durch die Gassen gegangen sind.» Das amtliche Parlamentsprotokoll verzeichnet: «Teilweiser Beifall, Unruhe.» Wie die Presse berichtete, reagierten einige Ratsmitglieder ausserhalb des Rats nun nicht auf Steinbrück, sondern auf den wenig bekannten Kollegen mit geharnischten Kommentaren: «Furchtbare Sprüche. Das ging eindeutig zu weit» (CVP-Parteikollegin Marie-Thérèse Weber-Gobet) und «Einfach primitiv. Aber es passt ins generelle Deutschen-Bashing, das ja schon länger salonfähig geworden ist.» (Alec von Graffenried von den Grünen).³⁰ Nationalrat Müller, der für sich in Anspruch nahm, als Rorschacher Stadtpräsident (am schwäbischen Meer!) manche deutsche Firma angeworben zu haben, war aber nicht allein: Der SVP-Nationalrat Hans Fehr bemüht ebenfalls, wenn auch in verschlüsselter Form, die Nazi-Vergangenheit, indem er sagte, die Aussagen von Steinbrück würden «an längst vergangene Zeiten» erinnern.³¹

Nicht alle Reaktionen sind hier von Interesse, aber doch einige, weil sie dem Grundsätzlichen des Verhältnisses galten.³² Wohl von der Zeitung dazu aufgeboten, äusserte

deutscher Professoren: Wo bleibt die Schweiz an der Uni? In: Tages-Anzeiger vom 24. Oktober 2005 (ein Teil auf der Frontseite: «In vielen Seminaren sind deutsche Professoren in der Mehrheit. Es macht sich die Sorge breit, dass der einheimische akademische Nachwuchs gegen die übermächtige Konkurrenz keine Chance mehr habe.»).

²⁸ Spiegel, 24. März 2009, Blick Online vom 18. März 2009. Bereits im Herbst 2008 hatte Steinbrück viele Schweizer mit der Drohung empört, im Bedarfsfall eben die «Peitsche» zu verwenden. Kommentare von prominenten Deutschen zu Steinbrücks jüngstem Ausfall im Tages-Anzeiger vom 20. März 2009.

²⁹ Dagegen war kaum jemand empört, als der vornehme Genfer Privatbankier Pierre Mirabaud zum Vorgehen der Deutschen im Steuerstreit mit dem Fürstentum Liechtenstein am Westschweizer Fernsehen erklärte, es erinnere ihn «leider an die Methoden, die jenen der Gestapo würdig sind» (Blick vom 22. Februar 2008).

³⁰ Blick vom 19. März 2009. CVP=Christliche Volkspartei.

³¹ Ebenda.

³² Keiner der Leserbrief der Neue Zürcher Zeitung vom 19. März 2009 zielte auf die «Deutschenproblematik». Der erste fragte ironisch, ob das nicht ein rassistischer Umgang mit Indianern sei. Ein Thurgauer deponierte in diesem Sinne eine Strafanzeige und forderte für Steinbrück eine

sich der bekannte schweizerische Schriftsteller Thomas Hürlimann, der zeitweise in Berlin lebt und darum als Experte des schweizerisch-deutschen Verhältnisses gilt. Hürlimann verfügte mit seinem Ich-Plural hemmungslos über die ganze Schweiz, indem er erklärte, was «wir Schweizer», was «unsere Vorväter», was »uns Schweizern« etc. Als Schweizer Patriot müsse er immer wieder feststellen, «dass Sie, die Deutschen, und wir, die Schweizer, auf verschiedenen Planeten wohnen.» Der Oberförster sei der Phänotypus des deutschen Politikers, der den Nationalwald beherrschen wolle. Und Steinbrück habe aus der Sicht der freien Schweizer eben im schlechten Oberförsterstil agiert.³³

Dieser Auffassung, die nicht von allen Mitgliedern des schweizerischen «Wir» und vielleicht nicht einmal von der Mehrheit in der Schweiz geteilt wurde, widersprach Franz Hohler, ein anderer nicht weniger anerkannter Schweizer Schriftsteller: «Ich zähle wahllos ein paar typisch deutsche Eigenschaften auf: Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Fleiss, Tüchtigkeit, Pflichtbewusstsein, Ordnungsliebe, Perfektionismus. Gibt es eine dieser Eigenschaften, die nicht auch typisch schweizerisch ist?» Als Kabarettist stellte Hohler weiter fest: «Der deutsche Humor unterscheidet sich nicht grundsätzlich vom schweizerischen. Ausser vielleicht darin, dass er einen Schuss mehr Aggressivität verträgt.» Hürlimann habe sich in ethnisierenden Unterscheidungen ergangen und dabei, wenn er von der schweizerischen Volksstimmung sprach, wohl ein bisschen auch seine eigene Stimmung zitiert.³⁴

Parallel dazu liess sich ein weiterer Schweizer Schriftsteller, Urs Widmer, in einem anderen Blatt vernehmen.³⁵ Und der Germanist Peter von Matt bot eine auf die Geschichte zurückgreifende Erklärung dafür an, warum «die» Schweizer gegenüber «den» Deutschen «eine Haut weniger» hätten. Stärker als die Geschichte dürfte freilich eine andere, ebenfalls von Peter von Matt vorgebrachte Erklärung sein: die «dramatische Differenz zwischen der Selbstwahrnehmung der Schweiz und ihrer Aussenwahrnehmung». Zu lange habe man davon nichts hören wollen.³⁶ – Als Reaktion auf diese Welle erliess die Eidgenössische Kommission gegen Rassismus (EKR) einen Aufruf zur Zurückhaltung, vgl. unten Anhang.

Die vierte Welle: Dezember 2009/Januar 2010

Im Hinblick auf die bevorstehenden Stadtratswahlen vom März 2010 griff die SVP im Dezember 2009 die «Deutschenfrage» erneut auf. In einem Inserat mit der typischen Kombination von scheinobjektiver Säulengrafik und emotionalen Schlagwörtern erklärte sie: «Immer mehr ausländische Arroganz. Mut zur Schweiz». Ausländer wurden da generell für die Gewalt an den Schulen, die Kriminalität, die hohen Mieten und hohen Arbeitslosenzahlen verantwortlich gemacht – und die Deutschen für den «Filz» in den Universitäten und

lebenslängliche Einreisesperre (St. Galler Tagblatt; 25. März 2009). Unter dem Titel «Steinbrück-Nachlese» schrieb die NZZ vom 14. Mai 2009: «Seit dem Indianer-Vergleich des SPD-Ministers sind in der NZZ-Inlandredaktion mehrere hundert Leserbriefe eingetroffen (die Kommentare auf NZZ Online nicht mitgezählt). Darin finden sich auch zahlreiche Ratschläge an die schweizerischen Politiker, wie sie sich gegenüber den Kavalleristen und Dompteuren zu verhalten hätten. Möge die Delegation in Berlin den einen oder andern Gratis-Tipp beherzigen, aber bitte nicht alle!»

³³ Tages-Anzeiger vom 26. März 2009.

³⁴ Tages-Anzeiger vom 31. März 2009. Im Tages-Anzeiger am 3. April 2009 folgten zahlreiche Leserstimmen und am 2. und 9. April 2009 noch weitere Beiträge von Tim Krohn und Sibylle Berg.

³⁵ In der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 31. März 2009 mit der Bemerkung, die Schwierigkeit liege in der grossen Ähnlichkeit bzw. in der kleinen Differenz. Die NZZ führte mit dem in Bern lehrenden norddeutschen Historiker der Universität Bern, Volker Reinhardt, ein ganzseitiges Interview (29. April 2009).

³⁶ NZZ vom 8. April 2009.

Spitälern.³⁷ Darauf setzten sich rund 200 der derart angegriffenen Universitätsangehörigen mit einem Gegeninserat zur Wehr und verwahrten sich gegen die «rassistische und fremdenfeindliche Rhetorik» der SVP, welche «unsere» Gesellschaft vergifte und die «freundschaftliche Nachbarschaft unterschiedlicher Kulturen» gefährde.³⁸

Die SVP hatte damit den gewünschten Eklat und duplizierte, das sei bloss die Reaktion einer «selbsternannten <classe élitare>». Sie stellte hämisch fest, es sei sonderbar, dass Deutsche als Rasse geschützt werden müssten.³⁹ Diese Kontroverse rief eine Vielzahl anderer Stimmen auf den Plan. Die unbewiesenen Vorwürfe der Initianten wurden mehrfach zurückgewiesen und mit korrekten Zahlen berichtigt. Dennoch hielten die Urheber der Aktion an ihren Behauptungen fest. So konnte die SVP ein weiteres Mal ihr zweifelhaftes Ansehen als Verteidigerin des Eigenen steigern.⁴⁰ Und zurück blieb das allgemeine Gefühl, dass die deutsche Einwanderung ein Problem darstelle.

³⁷ Inserat um den 21. Dez. 2009. – Aufschlussreiche Angaben über die problemlose Anwesenheit von nichtschweizerischen Universitätsprofessoren in der französischen und in der italienischen Schweiz (Tages-Anzeiger vom 15. Januar 2010).

³⁸ NZZ vom 30. Dezember 2009. Die Gegenaktion ging vom «Zentrum Geschichte des Wissens» aus und wurde auch von prominenten Schweizern unterstützt.

³⁹ Walter Bernet in NZZ und Stefan Häne und Stefan Hohler im Tages-Anzeiger, beide vom 31. Dezember 2009. Zweites SVP-Inserat vom 8. Januar 2010 unter Benutzung einer manipulativ veränderten Grafik der NZZ, vgl. Bernet in NZZ vom 9. Januar 2010. Die «Weltwoche» sekundierte erwartungsgemäss die SVP-Aktion (Ausgabe vor dem 8. Januar 2010).

⁴⁰ Hier vor allem die Belege aus dem «Tages-Anzeiger» (TA) der ersten Wochen danach: Am 5. *Januar 2010* füllte der TA eine ganze Seite mit Reaktionen auf die Beiträge vom 31. Dezember 2009. Am 8. *Januar 2010* warf der Kulturredaktor Guido Kalberer dem rechtsnationalen Magazin «Weltwoche» vor, mit dem «Bashing» der deutschen Professoren mit dem Feuer zu spielen. In der gleichen Ausgabe publizierte der TA im Kulturteil einen Beitrag von Andreas Kilcher, ETH-Professor für Literatur- und Kulturwissenschaft, ausgebildet auch in Deutschland und Israel, mit einer Warnung vor verhängnisvollen schweizerischen Paradiesesvorstellungen. Ebenfalls am 8. *Januar 2010* diskutierten Michael Hampe, ein aus Deutschland eingewanderter ETH-Professor für Philosophie, und Roger Liebi, Präsident der SVP der Stadt Zürich im Gratis-Magazin «news.ch» über den «deutschen Filz». Am 9. *Januar 2010* meldete der TA, dass ein Gratisblatt («20 Minuten») berichtet habe, dass ein Anwalt gegen die SVP ein Verfahren wegen Verletzung der Antirassismus-Strafnorm gefordert, die Zürcher Oberstaatsanwaltschaft dies jedoch abgelehnt habe. In der gleichen Ausgabe räumte das Blatt dem Thema zwei weitere Seiten ein und warf der SVP vor, ihrer These widersprechende Zahlen von 2009 unterschlagen zu haben. – Am 13. *Januar 2010* wiesen die ETH-Professoren für Philosophie Lutz Wingert und Michael Hampe nach, dass es einen deutschen Filz an Schweizer Universitäten nicht gebe. – Am 30. *Januar 2010* thematisierten Dario Venutti und Judith Wittwer auf fünf (!) Spezialseiten die «Deutschen in Zürich» und in eher bekräftigender Weise das «Gespenst der deutschen Gefahr für den hiesigen Mittelstand». – Am 2. *Februar 2010* füllte der TA eine ganze Seite mit Leserreaktionen auf die redaktionellen Beiträge vom 30. *Januar 2010*. Von der Redaktion hervorgehoben wurden Bemerkungen wie: «Die Schweiz leidet unter gestörter Selbstwahrnehmung» Oder: «Es ist bedenklich, wenn wir Schweizer den Deutschen nachsagen, sie ignorieren die kulturellen Unterschiede zwischen unseren Ländern, und gleichzeitig fehlt uns das Bewusstsein für die Ungleichheit unter den eigenen Landsleuten». In einigen Beiträgen wurde das Stereotyp «des» Deutschen auch mit gutgemeinter Absicht kolportiert, wenn etwa gesagt wurde, vielleicht seien «wir Schweizer» halt etwas stark Input- und «die Deutschen» etwas stark Output-orientiert (Wolfgang Kweitel, ZH). Auch die folgende Zuschrift war sicher nicht übel gemeint und doch ein weiterer Beitrag zu einer alarmistischen Debatte: «Meiner Meinung nach versucht der TA mit seinen Beiträgen Schweizer gegen Deutsche aufzuhetzen; das ist skandalös! Zwar werden die Einwanderer aus Deutschland vordergründig in Schutz genommen, zwischen den Zeilen jedoch mit «stur», «selbstgerecht», «schmutzig» und noch Schlimmerem bezeichnet. Alleinstehende werden in den Himmel gehoben. Dabei hat die Schweiz schon durch ihre bisherige Einwanderungspolitik ein Defizit an Jugend, was die Altersversorgung bedroht. Niemand bestreitet, dass deutsche Einwanderer heute besser gebildet sind als früher. Auch überfremden sie uns sprachlich und religiös weniger. Aber auch sie überfüllen die Schweiz, was zu ökologischen, Verkehrs-, Wohn- und weiteren Schwierigkeiten führt. Ausserdem sind sie nur ungefähr ein Viertel der Gesamteinwanderung. Wollen wir denn mit der Überbevölkerung durch noch mehr Einwanderung bis zum Zusammenbruch weiterfahren? (Jean-Jacques Hegg, Dübendorf). – Am 11. *Februar 2010* erklärte Marc Helbling den Lesern, dass man Fremdenfeindlichkeit nicht als etwas

Im weiteren sollen nun die in dieser Debatte erfahrbaren Elemente zu den folgenden vier Fragen zusammengetragen werden: Was sind die Inhalte, die Ursachen, die Träger und die Folgen der latent deutschfeindlichen Problematisierung?

Die Inhalte der latent deutschfeindlichen Problematisierung

In der Charakterisierung des «Anderen» sind mindestens drei Varianten zu unterscheiden:

1. Die Deutschen sind ganz anders, zum Beispiel obrigkeitstgläubig, während die Schweizer erdemokratisch sind. Ein ausgeprägtes Beispiel für diese simple dichotomische Betrachtungsweise findet sich beim Schriftsteller Hürlimann.
2. Den Deutschen werden (wie bei Sündenbockpraktiken üblich) unbewusst Negativ-eigenschaften zugeschrieben, die man auch bei sich selbst findet, wie der Schriftsteller Hohler darlegt.
3. Die bemerkenswerte Gleichartigkeit wird explizit eingeräumt und, wie es der Schriftsteller Urs Widmer tut, als Phänomen der «minimalen Differenz» beschrieben. Auffallend oft wird die Schweiz als das bessere Deutschland und die Deutschen als die (in gewisser Hinsicht) besseren Schweizer gedeutet.

Häufig wird jedoch auf eine Charakterisierung völlig verzichtet und auch nichts gegen Deutsche gesagt – ausser dass es deren zu viele und einiger sehr oder zu erfolgreich sind. Zu viele seien sie auch darum, weil sie gut qualifiziert und darum eher Konkurrenten der einheimischen Bevölkerung seien. Ein besonderes Problem besteht darin, dass man das «Fremde» nicht wie bisher bei der Immigration aus Italien, Portugal, der Türkei und Jugoslawien mehrheitlich als «minderwertig» und darum als unerwünschte Unterschichtung einstufen konnte, sondern als besser und die Einwanderung darum als ebenfalls unerwünschte Überschichtung. Fremdenfeindliche Problematisierung konnte man lange Zeit mit der schwachen Arbeitsqualifikation, dem «primitiven» Kulturniveau, den fehlenden Sprachkenntnissen und der falschen Religion der Zugewanderten indirekt rechtfertigen. Fremde werden jedoch leichter als Untergebene denn als Vorgesetzte ertragen. Schon 2007 warf der «Sonntagsblick» die Frage auf: »Haben wir bald nur noch deutsche Chefs?« Dies verbunden mit der spassig gemeinten Empfehlung, man solle zu den schweizerischen Vorgesetzten nett sein, denn: »Wenn er geht, könnte ein Deutscher kommen.«⁴¹

Im Falle der Deutschen ist es nicht allein die starke berufliche Qualifikation und die entsprechende ökonomische Stärke, sondern es kommt noch die sprachliche Überlegenheit hinzu und die Frage, ob sich, entgegen gängiger Erwartungen, die Einheimischen den Fremden anpassen müssten.⁴² Die objektive Überlegenheit verstärkte die Vorstellungen, dass die Deutschen auch subjektiv Überlegenheit beanspruchen würden und, wie es hiess, anmassend, anspruchsvoll, arrogant etc. seien.

Pathologisches abstempeln sollte. Und in den Ausgaben vom 22. und 24. März 2010 wurde gross die Frage verhandelt, ob ein deutscher Assistenzarzt weggemobbt worden sei.

⁴¹ Sonntagsblick vom 27. Mai 2007.

⁴² Im Sommer 2009 erschien beim schweizerischen Verlag Orell Füssli das von Sandra Willmeroth und Fredy Hämmerli verfasste Buch «Exgüsi. Ein Knigge für Deutsche und Schweizer zur Vermeidung grober Missverständnisse» von 192 Seiten. Zum Beispiel mit dem Ratschlag, die Schweiz nicht als «niedlich» zu bezeichnen und nicht von «Fränkli» zu reden. Hinweis im Tages-Anzeiger vom 10. August 2009. Inzwischen ist eine weitere Publikation erschienen: Jürg Altwegg/Roger de Weck, Sind die Schweizer die besseren Deutschen? Zürich 2010. 154 S.

Die Befürchtung der Überlegenheit und der daraus entstehenden Fremdbestimmung wurde durch Listen deutscher Topmanager genährt. Bereits im Februar 2007 hatte der »Sonntagsblick« eine Liste der Erfolgreichen publiziert, die in der Schweiz als Swiss-CEO (Christoph Franzen), als CEO der UBS (Oswald Grübel), als CEO von ABB Schweiz (Jasmin Staiblin), als Rektor der Universität St. Gallen (Ernst Moher) tätig sind. Man hätte auch andere noch nennen können, zum Beispiel den CEO der Basler Versicherungen (Martin Strobel) oder den Swisscom Verwaltungsratspräsidenten (Carsten Schlöter), u.a.m. Die österreichische Staatsbürgerschaft anderer Spitzenleute etwa von Nestlé (Brabek) oder von Hoffmann-La Roche (Humer) wurde dagegen nicht problematisiert. Und jüngst ist vorgesehen, dass Axel Weber, Präsident der Deutschen Bundesbank, als Nachfolger von alt Bundesrat Kaspar Villiger das UBS-Präsidium übernehmen wird.

Man kann dieses Thema nicht ohne einen kurzen Seitenblick auf die Welt des Fussballs abhandeln: Ein schweizerischer Sieg über die Deutschen (8 Siege gegen 36 Niederlagen) war stets eine grössere Genugtuung als einer der seltenen Siege über andere Nationen. Während der NS-Zeit kassierte die schweizerische Mannschaft gegen Deutschland drei Niederlagen, im April 1941 gelang es ihr aber, gegen die »grossdeutschen Elf« einen 2:1 Sieg zu erringen. Standen sich, wie zum Beispiel im Final der Weltmeisterschaft von 2002 Deutschland und Brasilien gegenüber, schlugen wesentlich mehr Schweizer Herzen für die Südamerikaner als für die Europäer. Das hat sich in jüngster Zeit offenbar stark verändert, selbst in Zürich, von dem es sonst heisst, dass dort die Distanz zu den Deutschen zugenommen habe. Eine wichtige Erklärung dafür liegt in der Tatsache, dass beide Mannschaften wie auch die Zuschauer in den *Public Viewing Zonen* multikultureller geworden sind.⁴³

Die Ursachen der latent deutschfeindlichen Problematisierung

Ursachenanalysen beziehen sich in der Regel und auch in diesem Fall auf Faktoren wie Krisen und Verunsicherung (wirtschaftliche und soziale Krisen, Modernisierungs- und Wertekrisen). Krisen und Verunsicherungen haben aber nur auslösende und verstärkende Funktion. Sie verstärken etwas, das latent bereits vorhanden ist. Man kann Fremdenfeindlichkeit als etwas Normales oder sogar als etwas Richtiges einstufen, wie das die »Weltwoche« in diesem Fall verharmlosend gerne getan hat.⁴⁴ Das dispensiert uns aber nicht, etwas genauer hinzuschauen und sich zu überlegen, in welchen Gesellschaften und bezüglich welcher Kombinationen dieses »Normale« etwas stärker oder weniger stark ausgeprägt ist.

Im Falle der schweizerisch-deutschen Beziehungen gibt es ein bereits vorhandenes und konstantes Ablehnungspotenzial allgemeiner und spezifischer Art. Zum allgemeinen Potenzial gehört die Neigung, die eigene Identität über die Abgrenzung zwischen dem guten Eigenen und dem weniger guten Anderen zu sichern. Es fehlen die Grundlagen, um zu sagen, dass die Schweiz in dieser Hinsicht ein speziell starkes Bedürfnis hat. In diesem kleinen Land mag zwar eine gewisse Tradition bestehen, das grosse und weite Ausland als besonders problematisch einzustufen – und damit auch in wechselnden Konjunktoren dessen

⁴³ Patrick Kühnis, Wir leben Deutschland, in: Tages-Anzeiger vom 7. Juli 2010 nach dem Sieg Deutschlands gegen Argentinien.

⁴⁴ Der in Berlin tätige Schweizer Sozialwissenschaftler Marc Helbling schaltete sich in die aktuelle Debatte ein, um zu erklären, dass man Fremdenfeindlichkeit nicht als etwas Pathologisches abstempeln sollte, »wie das viele Gutmenschen gerne tun«. (Tages-Anzeiger vom 11. Februar 2010). Und der regelmässig für die »Weltwoche« schreibende Kai Michel erklärte, Skepsis und Ablehnung gegenüber Fremden – »Gesundes Urmisstrauen« – würden, wie naturwissenschaftliche Abklärungen zeigten, zu Unrecht als Charakterfehler oder als ethischer Verstoss abgetan (7. Januar 2010).

Repräsentanten: Einmal sind es die Italiener, dann die Tamilen, dann die «Jugos», dann die Afrikaner, und früher waren es die Juden – vor allem aus Osteuropa.⁴⁵ Es können aber auch «Fremde» des eigenen Landes sein: die schweizerischen «Sozial-Schmarozzer», die kriminellen Jungen, Intellektuellen und Linken, manchmal sogar die Bankiers oder *Bankers*. Es geht um Identitätspflege mit der Unterscheidung zwischen *we and the others*, wobei die einen als gut, die anderen als ungut eingestuft werden. Im Falle der deutschen Zuwanderer kommt noch das vor allem wegen der Sprachproblematik vorhandene leise Unterlegenheitsgefühl derer hinzu, die als Einheimische eigentlich übergeordnete Positionen beanspruchen wollen und dies gegenüber schwach qualifizierten Arbeitsimmigranten lange auch in Anspruch nehmen konnten. Die Deutschen können, vor allem wenn sie gut ausgebildet sind, besser formulieren und schneller reden. In einer abgeschwächten Variante ist die Ablehnung der anderen aber keine inhaltliche: Man hat, wie gesagt, eigentlich nichts gegen sie, meint aber, dass sie einfach nicht hierher gehören, vor allem nicht in grösserer Zahl.

Ein Ablehnungspotenzial spezifischer Art könnte die *Geschichte* bilden, aber weniger die spezifische Geschichte der schweizerisch-deutschen Beziehungen als die allgemeine Geschichte sozusagen Deutschlands in der Welt. 1945 gab es die Versuchung einer Pauschalverurteilung der Deutschen, es wurde aber selbst da sehr wohl differenziert und beherzigt, dass es auch ein «anderes» Deutschland gab.⁴⁶ Und wenn wir noch weiter in die Geschichte zurückgehen, stellen wir fest, dass seit dem Ende des 19. Jahrhunderts eine ausgesprochen positive Einstellung gegenüber Deutschland herrschte und diese auch 1933 nicht sogleich aufgegeben wurde, sondern erst mit dem auch auf die Schweiz bedrohlich wirkenden Anschluss Österreichs von 1938.⁴⁷ Eine gewisse Nachwirkung hat offenbar noch immer das Bild vom «Germanensturm» zur Zeit der Völkerwanderung und damit verbunden Kolonisierungsangst. Das Wort «Germanisierung» löst mehr Unbehagen aus als die Wörter «Französisierung» oder »Britannisierung«, wenn es diese gäbe. Selbst ein harmloser Titel wie «Die Deutschen sind da» provoziert unangenehme Schwingungen. Das Gleiche wäre beim Titel «*The Germans are coming!*» der Fall, wenn er nicht mit einem *Cartoon* ironisch kombiniert wäre (vgl. folgende Abbildung). In akuten Konflikten (wie im Fall Steinbrück) wird von schweizerischer Seite schnell von «Nazimethoden» oder mit Bezug auf einen vor über 400 Jahren ausgetragenen Konflikt von einem neuen «Schwabenkrieg» gesprochen⁴⁸ und der «*ugly German*» evoziert. Wenn man von den Jahren des NS-Regimes absieht, waren die schweizerisch-deutschen Beziehungen indessen alles andere als schlecht.

⁴⁵ Der Kulturwissenschaftler Andreas Kilcher bemerkte ebenfalls, es bestehe in einer negativen Symbiose ein innerer Zwang, immer neue Feindbilder zu suchen, um zu bestätigen, dass man mit seiner Angst Recht habe; so jage die Muslimophobie die Germanophobie etc. (Tages-Anzeiger vom 8. Januar 2010, nochmals unten im Kontext)

⁴⁶ Georg Kreis, Das schweizerische Bild der Deutschen um 1945, in: Deutsche und Deutschland aus Schweizer Perspektive. Hrsg. v. Georg Kreis und Regina Wecker. Basel 2007, S. 66–90. (Itinera Fase. 26). – Ferner: Georg Kreis, Reconstruction sans restauration: l'image de l'Allemagne dans la Nouvelle Gazette de Zurich (Neue Zürcher Zeitung) de 1945 à 1956, in: Relations internationales 52, hiver 1987, pp. 413–429.

⁴⁷ Damit ist auch gesagt, dass die Ablehnung weniger dem Nationalsozialismus an sich galt als der Möglichkeit, dass NS-Deutschland die schweizerische Kollektivunabhängigkeit in Frage stellen könnte. Vgl. auch Eric Dreifuss, Die Schweiz und das Dritte Reich. Vier deutschschweizerische Zeitungen im Zeitalter des Faschismus 1933–1939. Frauenfeld 1971.

⁴⁸ Der Germanist Peter von Matt bezieht sich in seinem Artikel «Zum neuen Schwabenkrieg» in der NZZ vom 8. April 2009 auf dieses Wissen. In einem früheren Interview erklärte Peter von Matt völlig zutreffend: «Geschichte ist immer das, was man von ihr wissen will.» (Tages-Anzeiger vom 7. Februar 2007).



Die Träger der latent deutschfeindlichen Problematisierung

Das ist weniger eine Frage nach einer speziellen sozialen Gruppe und auch nicht nach einem bestimmten Milieu. Fremdenfeindlichkeit geht erfahrungsgemäss quer durch die Gesellschaft hindurch. Bestimmte Gruppen können sie besser artikulieren als andere. Fassbarer Hauptträger ist die rechtspopulistische Schweizerische Volkspartei (SVP). Sie lanciert in ihrem «permanenten Wahlkampf» in allen möglichen Varianten fremdenfeindliche Vorstösse, allgemein gegen Ausländer, aber auch gegen Muslime und schliesslich auch gegen Deutsche. Die markanteste Parteiaktion dieser Art war in unserem Fall das Inserat vom Dezember 2009 gegen die deutschen Professoren.

Daneben gibt es einen breiten Mediendiskurs zur »Deutschenfrage«, der sich alarmistisch oder mit «neutralen» Beiträgen an der Problematisierung beteiligt, indem er über die Deutschen diskutiert. Einen der alarmistischsten Beiträge publizierte der «Tages-Anzeiger» zwischen den aufgezeigten Wellen am 29. November 2008. Ihm waren vom gleichen Autor (Edgar Schuler) bereits zwei Artikel zum gleichen Thema vorausgegangen: der am 20. November 2008 mit dem Titel «Der Zustrom von Deutschen beschleunigt sich massiv», kombiniert übrigens mit einem Hinweis auf ein vom «Tages-Anzeiger» am gleichen Abend veranstaltetes Podiumsgespräch (vgl. unten), sowie am 26. November 2008 mit dem Titel «Jeden Monat lassen sich 1000 Deutsche nieder». Mit Hinweis auf die hohen Deutschenanteile in bestimmten Zürcher Quartieren erklärte das Blatt in der jüngsten Ausgabe, die «Germanisierung» (Anführungszeichen auch im Presseartikel) werde längst offen diskutiert, die Einheimischen bekämen es mit Existenzängsten zu tun, das Unbehagen über die deutsche Invasion (ohne Anführungszeichen) sei echt, die Vorurteile sollten ernst genommen werden, statt sie totzuschweigen. Das Blatt sprach auch von den 66%, die angeblich wegen der Einwanderung verängstigt seien, allerdings ohne Quellenangabe, d.h. ohne Hinweis auf das Konkurrenzblatt (den «Blick»). «Die Überfremdungsangst ist tief verwurzelt, ein unvermeidliches Bauchgefühl angesichts der grossen Zahl der Einwanderer.»⁴⁹

⁴⁹ Tages-Anzeiger vom 29. November 2009 (Volltext im Anhang).

Die darauf publizierten Leserbriefe lehnten diese Art von Publizistik durchwegs ab, was darauf hindeutet, dass die Zeitung doch weniger der vorherrschenden Stimmung Ausdruck verlieh, als selbst, wie der Leser F.O. schrieb, «Stimmungsmache» betrieb. Eine andere Zuschrift von H.H. dürfte den richtigen Punkt getroffen haben, wenn sie bemerkte: «Leider wieder ein Artikel von der Sorte, sich tief besorgt über ein 'Problem' zu geben und es damit gleichzeitig journalistisch erst mal zu einem Problem aufzuputschen.»⁵⁰ Um das Thema nicht einschlafen zu lassen, publizierte man nur weniger Tage später «Sechs Tipps für unsere deutschen Neuzuzüger».⁵¹

Einmal das Thema gesetzt, wurde es bis zu einem gewissen Grad ein Selbstläufer. Die Wahrnehmung war programmiert und bestätigte die anfängliche Thematisierung. «Alle» sind gehalten, zu diesem ins Zentrum gerückten Thema eine Meinung zu haben. Bei Online-Ausgaben bestand und besteht die Möglichkeit, in anschliessenden Blogger-Diskussionen seine wertige Meinung von sich zu geben. Artikel gerade zur «Deutschenfrage» wurden nur lanciert, um diese Art von Leserbindung zu pflegen: «Schreiben Sie uns...» Einzelne Blätter lancierten, wie der «Sonntagsblick» im 2007, Umfragen über die Deutschen und inszenierten so Mausclick-Gerichte über die Deutschen.

Die «Deutschenfrage» wurde nicht nur ein attraktives Medienthema, sondern auch ein unterhaltsamen Veranstaltungsthema. Im Februar 2010 fand in einem grossen Zürcher Festsaal (Kaufleuten) einer dieser vom «Tages-Anzeiger» organisierten Abende zum Thema «Wie deutsch ist Zürich» statt.⁵² Bereits etwa zwei Jahre zuvor, im November 2008, hatte ein solches als «munter» bezeichnetes Podiumsgespräch im schon damals voll besetzten Saal stattgefunden. Der damalige Titel: «Wie die Deutschen die Schweiz verändern».⁵³ Und im folgenden Monat, am 3. Dezember 2008, präsentierte der «Tages-Anzeiger» dem lieben Publikum erneut ein publizistisches Pro- und Contra-Duell explizit unter der von «Blick» bereits 2007 angerissenen Frage «Wie viele Deutsche erträgt Zürich?» Da konnte, weil es ja ein Duell war, der SVP-Contra-Mann seinen Beitrag mit der diffamierenden Feststellung eröffnen: «Das offizielle Deutschland betrachtete die Schweiz bekanntlich als Untertanengebiet, das je nach Belieben mit Zuckerbrot geködert oder mit der Peitsche bestraft wird.»⁵⁴

Die Folgen der latent deutschfeindlichen Problematisierung

Von der auf Deutsche bezogenen Problematisierung oder gar Feindseligkeit geht eine doppelte Wirkung aus: Zum einen macht es die Anhänger der fremdenfeindlichen Problematisierung in diesem wie in jedem anderen Fall noch unzufriedener und noch hasserfüllter und entsprechend hässlicher. Zum anderen nimmt sie den deutschen Migranten die Selbstverständlichkeit ihrer Existenz. Das scheint wenig zu sein und lässt bei nicht betroffenen Dritten (den zahlreichen *bystanders*, die es immer und überall gibt) die Meinung

⁵⁰ Tages-Anzeiger vom 3. Dezember 2009.

⁵¹ Bruno Ziauddin, 2. Dezember 2008, mit Hinweis auf sein in wenigen Monaten bereits in 24 000 Exemplaren verkauften Erstling «Grüezi Gummihälse», eine satirische Schrift zum emotionalen Verhältnis der beiden Länder. Ziauddin war schon am 26. Mai 2008 im Blatt.

⁵² Ganzseitige Anzeige am 30. Jan. 2010, gefolgt von ganzseitiger Berichterstattung mit Bild am 5. Februar 2010. An diesem Abend hatten sich alle Anwesenden zu «outen», wer Schweizer und wer Deutscher sei. Nicht berücksichtigt wurden die Doppelbürger.

⁵³ Ganzseitige Anzeige am 13. November, Berichterstattung wiederum mit Bild einer heiteren Versammlung am 21. November 2008.

⁵⁴ Claudio Zanetti (SVP) in Tages-Anzeiger vom 3. Dezember 2008.

aufkommen, man solle nicht wehleidig sein und dies klaglos ertragen. Meistens artikuliert sich diese Fremdenfeindlichkeit nicht in direkter Konfrontation. Es wird in Wirtshäusern nicht die Bedienung verweigert, es werden keine Fäuste gebraucht, es werden keine Fenster eingeschlagen, keine Häuser angezündet etc.⁵⁵ Es sind die kleinen Bemerkungen, Äusserungen zu anderen in Anwesenheit von Deutschen, die Gesten und Blicke, das unerfreuliche Klima. Ein Deutscher erklärt, dass er in einem kleinen Parkplatzstreit als «Scheisschwabe» beschimpft worden und dann «bis Mittag mies drauf» gewesen sei.⁵⁶ Die Problematisierung der Deutschen stellt Nichtdeutschen die falsche Staatsbürgerschaft und Kulturkreisangehörigkeit als wohlfeiles Zusatzargument zur Verfügung, das in Alltagskonflikten eingesetzt werden kann.

Gewiss gibt es auch Missverständnisse und bei den «Opfern» die Neigung, alles auf die öffentlich problematisierte «Frage» zu beziehen. Indessen gehört auch die Überreizung von Angehörigen stigmatisierter Gruppen zu den Auswirkungen. Möglicherweise ist ein deutscher Rückwanderer dafür ein Beispiel, der sich beklagte: «Die Verkäuferinnen in meiner Migros-Filiale am Kreuzplatz knipsen ihr Lächeln aus, sobald sie mich am «Grüezi» als Nichtschweizer erkennen.»⁵⁷

Die Medien richten sich bei der Problematisierung der deutschen Einwanderung zu einem grossen Teil auf das Segment, das seiner Irritation über die vielen Deutschen Ausdruck verliehen sehen möchte. Wie sich ihre Publizistik auf das verhandelte Segment der Eingewanderten auswirkt, ist offensichtlich irrelevant. Die Mediendiskurse machen «die» Deutschen so souverän wie rücksichtslos zum Erörterungsthema und geben zu verstehen, dass die deutschen Zuzüger für einen Teil der schon etwas länger anwesenden und darum schweizerischen Bevölkerung ein Problem sind. Die Deutschen stehen als Gruppe sozusagen unter Dauerbeobachtung. Im Januar 2010 publizierte der «Tages-Anzeiger» gleich fünf Seiten über die rund 70 000 im Kanton Zürich niedergelassenen Deutschen: «Wer sie sind, wo sie arbeiten, wo sie wohnen, was sie denken, wo sie anecken, wie sie sich fühlen.» Hinzu kamen Aufklärung über Einkaufsgewohnheiten (Streichleberwurst?) und sogar über das Heiratsverhalten: Gemäss eingeholter Amtsauskunft hätten deutsche Frauen nicht überproportional schweizerische Männer geheiratet, und die Eheabschlüsse zwischen Deutschen und Schweizerinnen lägen unter dem Zuwachs der deutschen Bevölkerung. Der Erklärungsversuch zu diesem Unterschied kam nicht ohne Klischeevorstellungen aus: Deutsche Männer hätten es mit ihrer «Forschheit» beim Anbandeln schwerer als die deutschen Frauen mit ihrer «lockeren Art».⁵⁸ – Eine weitere, bereits erwähnte Wirkung besteht darin, dass die Schweiz insgesamt im Herkunftsland der Deutschen mit verschiedenen Zusatzwirkungen (auf den Handel, den Tourismus, bei potentiellen Emigranten) einen schlechten Ruf bekommt.

In der dritten Problematisierungswelle schien es der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus (EKR) im März 2009 an der Zeit, öffentlich ihre Besorgnis über die

⁵⁵ Aufschriften in roter Farbe in einer Bahnhofunterführung von Meilen (ZH) mit Bemerkungen wie «Stopp deutsche Invasion» und «Deutsche haut ab» waren Ausnahmen (Tages-Anzeiger vom 20. und 22. Januar 2009). Ebenfalls ein einziger Extremfall dürfte die Drohung gegen eine 51jährige Frau mit 31 Jahren Aufenthalt in der Schweiz gewesen sein: «Die Kugel für dich ist schon bereit» (Tages-Anzeiger vom 30. Jan. 2010), Bahnunterführung in Meilen.

⁵⁶ Tages-Anzeiger vom 30. Jan. 2010. Ivo Maruszyk zählt in seinem Artikel «Warum ich gehe» zahlreiche Beispiele von gegenüber Deutschen speziell unfreundlichen Reaktionen auf und kam zum Schluss: «Du bist geduldet, aber nicht willkommen.» (Die Zeit vom 14. Mai 2009, mehrere Gegendarstellungen unter dem Titel «Warum wir bleiben», in: Die Zeit vom 28. Mai 2009).

⁵⁷ Maruszyk, vgl. Anm. 52.

⁵⁸ Tages-Anzeiger vom 30. Januar 2010.

zunehmenden Gehässigkeiten gegen Deutsche zu äussern.⁵⁹ Die Medien reagierten verständnislos, ja empört auf die Mahnung und erklärten die Sorge für unbegründet und die Warnung für völlig unberechtigt.⁶⁰ Die Veröffentlichung hatte allerdings auch zur Folge, dass einige es wagten, von ihren negativen Erfahrungen zu berichten. Die Fälle betrafen nicht groben Rassismus und schwere Menschenrechtsverletzungen, sondern bewegten sich in der Bandbreite, die man dulden und offenbar erdulden muss.

Die negativen Auswirkungen hielten und halten sich alles in allem aus verschiedenen Gründen in Grenzen. 1945, als die Erinnerung an die Folgen – unbegrenzter – antisemitischer Diffamierung noch lebendiger war, wagte der junge Schweizer Historiker Herbert Lüthy einen Hinweis auf die im Ansatz stets gleiche Problematik: Es sei grundfalsch, sich mit der «Deutschenfrage» zu beschäftigen, weil sie dorthin führe, wo auch die so genannte «Judenfrage» hingeführt habe, die in der scheinbaren Frage mit der «Kollektivschuld» und der Idee der Andersartigkeit doch bereits die Antwort enthalten habe.⁶¹ Lüthy wehrte sich grundsätzlich gegen jede Stereotypisierung. Der Germanist Peter von Matt nahm 60 Jahre später in der aktuellen Debatte nur mit anderen Worten den gleichen Standpunkt ein, wenn er bemerkte: «Ich kenne viele Schweizer, sympathische und weniger sympathische, aber von keinem habe ich je gedacht, er sei ein typischer Schweizer. Und mit den Deutschen geht es mir gleich.»⁶²

Die Parallelisierung mit der «Judenfrage» mag befremden. 1945 war sie sicher naheliegend. Indessen gab es auch 2007/2010 Stimmen, welche die deutschkritischen und deutschfeindlichen Urteile in die Nähe der antisemitischen Politik von NS-Deutschland rücken. So bemerkte ein redaktioneller Kommentar im Februar 2007: «Man braucht keinen realen Feind, um ein Feindbild zu pflegen. Es gab und gibt Antisemiten, die noch nie einen leibhaftigen Juden gesehen haben.»⁶³ Und in der Kampagne gegen die deutschen Professoren schrieb ein Leser im Februar 2010: «Die von der SVP gewählte Rhetorik entbehrt nicht nur jeden Grundes, sondern ist in ihrer Tendenz nach dem Motto «Kauft nicht beim Juden – hört nicht beim Deutschen!» schlicht unerträglich.»⁶⁴ Unter den Wortmeldungen der vierten Welle tauchte am letzten Tag des Jahres 2009 ganz am Rande die Frage auf: «Folgt auf die Arisierung die Helvetisierung?» Mit der Aufwertung dieser kritischen Randbemerkung zur

⁵⁹ Communiqué vom 27. März und vom 30. März 2009. Vgl. www.news.admin.ch/message/index.html?lang=de&msg-id=26130

⁶⁰ Allen voran der «Tages-Anzeiger» mit einer Stellungnahme des Chefredaktors auf der Titelseite am 28. März 2009. Die «vernichtende» Kritik war Chefsache. Auch in anderen Blättern zum Beispiel «NZZ am Sonntag» erklärte der Chefredaktor, die EKR würde Denkverbote verhängen. Der Chefredaktor der NZZ dagegen räumte im persönlichen Gespräch ein, dass es eine ungute antideutsche Stimmung gebe. Er konnte dies einschätzen, ist er doch mit einer Deutschen verheiratet.

⁶¹ ««Die» Deutschen: wer es hinnimmt, über diesen Gegenstand zu diskutieren, hat schon eingewilligt, siebzig Millionen Menschen die Einheitsmaske eines Nationalcharakters aufzuerlegen, der vielleicht dem Durchschnitt einiger sehr oberflächlicher Beobachtungen, aber keiner lebendigen sozialen und psychologischen Wirklichkeit entspricht, und dabei gerade von dem zu abstrahieren, was ihre Einheit ausmacht: von der Situation, in die sie gestellt sind.“ Es sei kein Wunder, wenn die flinken Erforscher der «deutschen Mentalität» jetzt nichts anderes vorfänden, als Betäubung, Apathie und ein stumpfes, fassungsloses Nachkäuen der NS-Propagandaparolen. Für Lüthy gab es nicht *die* Deutschen, sondern nur ein Land, das er aus der unideologischen Wahrnehmung des Historikers weiter so umschrieb: «Es gibt kein anderes Deutschland als Deutschland, sehr vielgestaltig, sehr formlos, ohne natürliches Zentrum und fest angewiesenen Platz, erschreckend formbar und wandelbar, beladen mit unausgetragenen historischen Konflikten und Flüchen und im Zentrum aller Spannungen des europäischen Chaos.» Herbert Lüthy, *Die Verheerungen des Krieges*, in: *Bis zur Neige. Epilog des zweiten Weltkrieges 1944/45*. St. Gallen 1945, S. 337–367, Zit. S. 356 ff.

⁶² Interview im Tages-Anzeiger vom 7. Februar 2007.

⁶³ Martin Ebel auf der Frontseite des Tages-Anzeigers vom 7. Februar 2007.

⁶⁴ Matthias Neugebauer, Beromünster, in: Tages-Anzeiger vom 5. Januar 2010.

Schlagzeile praktizierte das Blatt die gleiche Verschärfung, wie dies in anderen Fällen mit unkritischer Problematisierung von Deutschen geschah.⁶⁵

Fazit

Die Einwanderung gut qualifizierter Deutscher, die obendrein mit der besonderen Arbeitsmotivation von Emigranten ausgestattet sind, in den Raum Zürich, löste bei einem Teil der einheimischen Bevölkerung gewisse Irritationen aus. Dies entweder wegen direkter Betroffenheit insbesondere am Arbeitsplatz und auf dem Wohnungsmarkt oder wegen indirekter Betroffenheit durch die Wahrnehmung von Hochdeutsch sprechenden Menschen in der Öffentlichkeit (selbst als Mediensprecher amtlicher Stellen). Die Irritation artikuliert sich auch in einer nicht weiter zu analysierenden Mischung aus «gewöhnlicher» Fremdenfeindlichkeit und aus Verdrängungs- und Abstiegsängsten. Informierte Betrachter können dazu neigen, darin die Reaktivierung eines schlummernden Potenzials zu sehen, das historisch begründet ist und in immer wieder auftretenden schweizerisch-deutschen Spannungen liegt. Es stellte sich da freilich die Frage, wie ein solches Potenzial von Generation zu Generation weitergegeben würde. Der Grossteil der auf die Zunahme der deutschen Einwanderung mit Ablehnung reagierenden Menschen verfügt nicht über die historischen Kenntnisse. Etwas anderes ist, wie sie auf historische Exkurse reagieren, die ihnen von den Medien ad hoc zur Verfügung gestellt werden, um die in der Gegenwart aufgekommene Abneigung zusätzlich zu rechtfertigen. Überhaupt waren die Medien, dies sollte die Detailstudie gezeigt haben, wenn nicht die Erzeuger, so doch wenigstens die Verstärker des Problembewusstseins. Sie taten dies mit der Rechtfertigung, sie müssten versteckte Sorgen ansprechen, der schweigenden Mehrheit eine Stimme geben und dürften keine Tabuisierung von heiklen Zuständen zulassen. Sie taten dies aber in erster Linie, um damit bei den Leser- und Leserinnen billige Zustimmung einzuholen und so ihre Verkaufszahlen zu pflegen. Das Problematische an dieser Problematisierung bestand darin, dass sie einen bestimmten Bevölkerungsteil – in diesem Fall die zugewanderten Deutschen und damit bis zu einem gewissen Grad die Deutschen im Allgemeinen – einem negativ-stereotypisierenden Diskurs und mit dieser Exponierung auch der Diffamierung und Diskriminierung aussetzten.

Weitere Literatur:

Altwegg, Jürg/de Weck, Roger: Kuhschweizer und Sauschwaben. Schweizer, Deutsche und ihre Hassliebe. München 2003. 316 S.

Kutter, Markus: Die Schweizer und die Deutschen. Zürich 1995. 144 S.

Lacour, Jörn: Deutsche in der Schweiz. Paderborn 2010. 201 S.

Muschg, Adolf: Wie deutsch ist die Schweiz? Konstanz 2008. 27 S.

Stechow, Andreas von: Persönliches zur Schweiz. Zürich 2009. 190 S.

Steck, Cornelia: Das «Bild des hässlichen Deutschen». Bern, Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaften, 2010. 10 Bl.

⁶⁵ Diese Zuspitzung war insofern gemacht, als im Text des in Zürich lehrenden deutschen Philosophieprofessors Michael Hampe, dieser bloss einen deutschen Kollegen (ebenfalls aus Zürich) in der Kombination mit der weiteren Frage zitierte, was Wissenschaft eigentlich mit Abstammung zu tun habe, ohne dass der Vergleichspunkt weiter ausgeführt wurde (Tages-Anzeiger Online vom 31. Dezember 2009). Hampe meldete sich in dieser Debatte mehrfach zu Wort.